

btb

Granach wird 1890 im galizischen Örtchen Werbowitz als Jessaja Szajko Gronach geboren. Der neunte Sprössling jüdischer Bauern kehrt dem Elternhaus früh den Rücken und schlägt sich durch diverse Provinzstädte. Vorwiegend arbeitet Granach am Backofen, aber auch als Bordell-Türsteher setzt er seine ganze Kraft ein. Nachdem er in Lemberg zum ersten Mal eine Theateraufführung erlebt, möchte er nur noch auf der Bühne existieren. Voller Ehrgeiz gelangt der Sechzehnjährige ins stürmische Berlin, wo er nebenbei Schauspielunterricht nimmt und schließlich an Max Reinhardts Schule aufgenommen wird. Der Dienst in der österreichischen Armee während des Ersten Weltkriegs, den Granach teilweise in italienischer Gefangenschaft verbringt, schiebt die Entfaltung eines hoch talentierten Mimen nur auf – nach Erfolgen in Deutschland, Polen, Russland und der Schweiz emigriert Granach in die USA. Dort brilliert er, der schon in Friedrich Wilhelm Murnaus cineastischem Meisterwerk *Nosferatu* (1922) faszinierte, unter anderem im Film *Ninotschka* (1939) an der Seite Greta Garbos.

»Ob es sich um den Alltag oder religiöse Feiertagssitten handelt, ob vom gelehrsamten, patriarchalischen Vater die Rede ist oder die fleißige, selbstbewusste Mutter auftaucht: Stets findet der Autor die Balance zwischen Beschreibung und Reflexion, Information und Kritik, Ernst und Ironie, Detail und Abriss.« *Neue Zürcher Zeitung*

ALEXANDER GRANACH, geboren 1890 in Werbowitz (Galizien), starb 1945 in New York. Er lernte bei Max Reinhardt und wurde zu einem der großen expressionistischen Schauspieler. Unvergessen bleibt er als Murnaus *Nosferatu* oder an der Seite von Greta Garbo in *Ninotschka*.

Alexander Granach

# Da geht ein Mensch

Autobiographischer Roman

btb

Diese Ausgabe ist textidentisch mit der Stockholmer Erstausgabe von 1945. Orthographie und Zeichensetzung wurden der neuen Rechtschreibung angepasst. Inhaltliche Ungereimtheiten wurden belassen und sind darauf zurückzuführen, dass der Autor die Veröffentlichung seiner Memoiren nicht mehr erlebte.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

12. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2007  
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Copyright © 2003 by Ölbaum Verlag Augsburg  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Fotos: Gad Granach, Akademie der Künste Berlin, Ölbaum Verlag  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MN · Herstellung: sc  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-73603-4

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)  
[www.facebook.com/penguinbuecher](http://www.facebook.com/penguinbuecher)

# INHALT

7

VORWORT VON RACHEL SALAMANDER:  
DAS SCHAUSPIELERGENIE AUS DEM SCHTETL

13

DA GEHT EIN MENSCH

381

GLOSSAR



DAS SCHAUSPIELERGENIE AUS DEM SCHTETL  
VON RACHEL SALAMANDER

Da war sie, die Kraft aus dem Osten, von der sich Franz Kafka für das bereits entleerte, traditionslose Westjudentum Stärkung erhoffte. 1910 war er im Café Savoy auf eine in Prag gastierende Lemberger jiddische Theatertruppe getroffen, deren Vitalität und Ursprünglichkeit, deren »talmudische Melodie genauer Fragen, Beschwörungen oder Erklärungen« den Autor vollends in den Bann zog. Als eine Schauspielerin ihre Ansprache mit »jüdische Kinderlach« begann, »ging mir ein Zittern über die Wangen«, wie der Tagebucheintrag vom 5. Oktober 1911 vermerkt.

Auch Alexander Granachs erste Begegnung mit dem jiddischen Theater 1905 in Lemberg, wohin er sich als 14-Jähriger abgesetzt hatte, sollte über seinen Lebensweg entscheiden.

»Hier ... vor Deinen Augen, in drei kurzen Stunden, verändern sich Menschen und Welten und das ganze Leben! Welch ein zauberisches Wunder!!! ... Das ist die Welt, wo ich hingehöre!« Und in der Tat, der jüdische Bäckerjunge aus dem galizischen Schtetl Werbowitz, dann der jüdische Proletarier in Lemberg, hat sich mit grandioser Willensstärke und unerschöpflicher Neugierde hochgearbeitet bis zum genialen Schauspieler auf den großen Bühnen Berlins. In der Emigration, ohne Geld in den USA angekommen, schafft er es zu einem der großen Charakterdarsteller des Hollywoodfilms.

Auf all seinen Stationen hat er jedoch nie vergessen, woher er kam: Aus der in sich geschlossenen Welt des Schtetls, wo die jüdischen Gesetzesvorschriften das Leben bestimmten, die Armut und der Kindersegen groß waren, jeder Tag von neuem den Kampf ums Überleben brachte. Das Elend konnte

noch so bedrückend sein, der tiefe Glaube verließ die Menschen nicht. Gottergeben standen sie in all der Not und inmitten einer feindlichen Umgebung zusammen. Auch Alexander Granach, der Sohn des Händlers und Bäckers Aaron Gronich, war fromm erzogen worden, »mit großer Ehrfurcht vor Gottes Welt« und der »Heiligkeit des Wortes«. Die Religiosität half, von den drückenden Verhältnissen Abstand zu gewinnen. Distanznahme bedeutete immer auch, die Verhältnisse zu transzendifieren, sich zumindest eine spirituelle Gegenwelt aufzubauen. Um Weltflucht handelte es sich dabei nicht. Wirklichkeitsnähe und Realitätssinn zählen in der jüdischen Existenz zu den Überlebensprinzipien schlechthin. Früh eingeübt, zunächst als religiöse Praxis, hat sich die Transzendierung des Bestehenden zu einem Instrumentarium verselbstständigt, das für die jüdische Kultur so typisch geworden ist. »Wann singt ein Jude?« fragt man. »Er singt, wenn er hungrig ist.« Und bei solchen Bedingungen gab es natürlich immer Gesang. Wusste kein Rebbe mehr Rat und kein Ausweg war in Sicht, gebar das Leid einen Witz oder wusste eine jener unzähligen Parabeln zu erzählen, die es zu ertragen halfen. Der Mangel beflog die Phantasie, in den Schtetls hatten Wunderrabbis Hochkonjunktur, die Welt war voller Geschichten und begnadeter Erzähler. Mit Humor ließ sich ein Perspektivwechsel vollziehen.

Dermaßen ausgestattet war auch der Ostjude Alexander Granach, der mit sechs Jahren in der Bäckerei seines Vaters mitgearbeitet hatte, mit zwölf Jahren auf die Wanderschaft ging, mit vierzehn Jahren zum ersten Mal Theater in Lemberg sah; mit sechzehn Jahren kam er nach Berlin, mit siebzehn Jahren zu Max Reinhardt, mit vierundzwanzig Jahren ging er in den Krieg, mit achtundzwanzig Jahren spielte er den Shylock in München. So lakonisch beginnt Granach anlässlich einer Lesung aus seiner Autobiographie in New York über sich zu erzählen. Die gelehrsam Zitate aus Talmud und Thora, die Fabelgestalten seiner Kindheit, die Spaßmacher und Possenrei-

ßer, die Purimspiele und die Wunderwelt des Schtetls, den Geruch von Galiziens Erde mit seinen »verträumten Wäldern« nahm er mit in die »überwirkliche Wirklichkeit« auf die Bühnen der Metropolen. Das war der Nährboden seiner unwiderstehlichen Kraft, die sich auf alle, die ihm begegneten, übertrug. Belehrt durch die Grunderfahrungen seiner Kindheit und Jugend blieb dieser Hintergrund für sein Leben und sein Spiel immer der Maßstab.

Sprach er bei Max Reinhardt vor, fühlte er sich an Jom Kippur vor dem Gottesgericht erinnert, die jungen Schauspieler »lauschten Reinhardt wie junge Chassidim ihrem Wunderrabbi lauschen«. Auf der Bühne zu stehen, »war für mich dasselbe, was für meinen Vater der Gottesdienst war«. Als Granach 1919 endlich seine Traumrolle, den Shylock, am Münchner Schauspielhaus spielen konnte und die Rolle kreierte, fragte er sich, ob Shylock auch unterzeichnen kann, »dass er seinen Glauben ablegt und einen neuen annimmt? Kann man einen Glauben wechseln wie ein Hemd? Würde das mein Vater getan haben? Oder Schimschale, der Milnitzer? Nein, nein, nein!«

Granach hatte die ethische Schule des Schtetls absolviert, das Schicksal seiner Menschen im Mikrokosmos kennengelernt, sich seine ursprüngliche Volksnähe bewahrt. Er liebte die Menschen, viele Menschen, die ihn noch mehr als die Schauspieler anregten, »sie heben mich, erheben mich bis zur Ekstase«. Er, der oft genug für einen Hungerlohn Tag und Nacht durchschufteten musste, verhehlte auch nicht, dass sein Herz hauptsächlich für die im Leben zu kurz Gekommenen schlug. »Es genügt ein Mensch zu sein« lautet das eigentliche Thema in Lessings »Nathan der Weise«; im Judentum ist die Aussage, einer sei ein Mensch, höchstes Prädikat. Mensch sein heißt für Granach »der Welt das Unrecht ins Gesicht schleudern«, »eine gütige Seele und einen geraden Charakter« auszubilden. Für ihn galt, was er Shylock als Maxime seines Handelns mitgeben wollte: »... ihn so lange zu spielen, bis einmal alle künstlichen Unterschiede von uns abfallen und der Mensch in seinem Mit-

menschen den Bruder erkennt und seinen Nächsten liebt wie sich selbst und ihm nichts antut, was er selber nicht erleiden möchte.« Alexander Granachs Erinnerungen enden in München bei der Figur des Shylock, dem er unbedingt humane Züge verleihen wollte. Der Titel des Buches, »Da geht ein Mensch«, weist auf den Anspruch Granachs hin, darauf, was er von sich zu sein beanspruchte: ein Mensch.

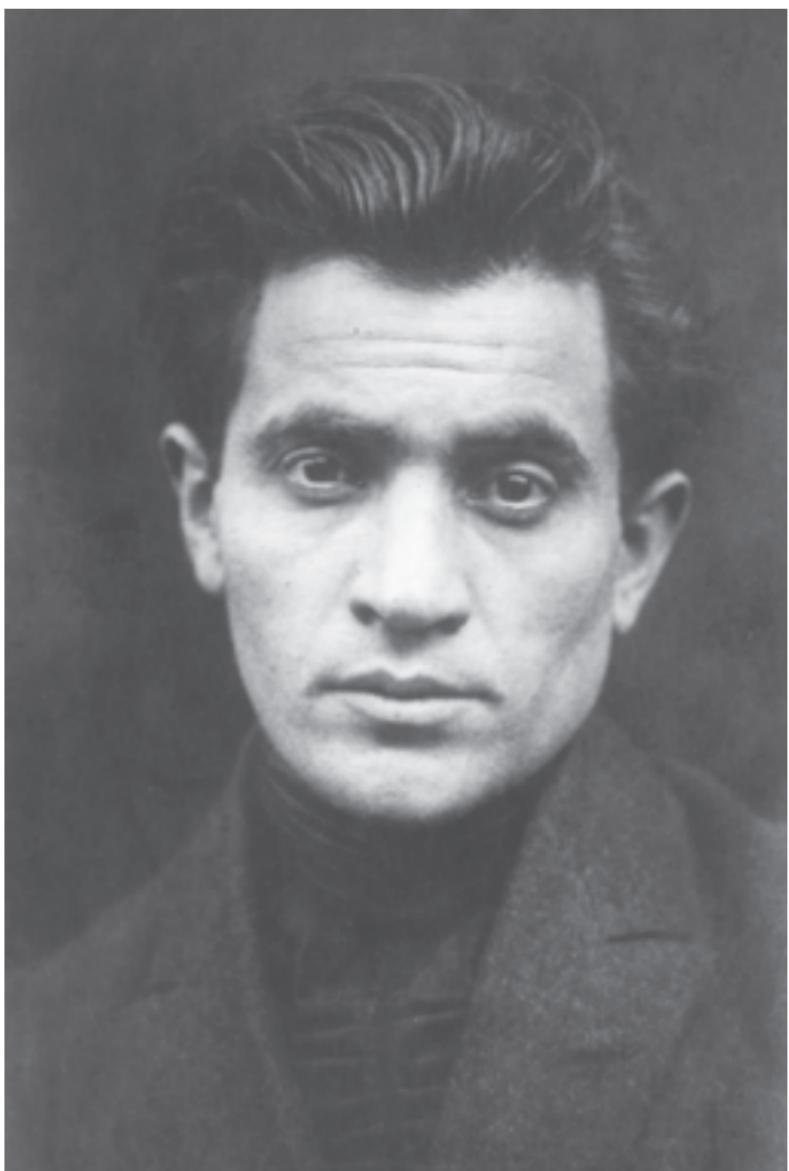
Die großen Erfolge, die ihm danach noch beschieden waren, kommen in den Memoiren ebenso wenig vor wie die bittere Zeit, als er aus Deutschland weggehen musste. Was hatte er nicht alles unternommen, um ein deutscher Schauspieler zu werden: Er änderte seinen Namen, aus Jessaja Szajko Gronich wurde Alexander Granach. Er riskierte seine Gesundheit und ließ sich, als er fürchtete, sie wären seiner Karriere abträglich, seine X-Beine geradebrechen. Er lernte Deutsch, makellos. Als er erreicht hatte, was er sich erträumte, war er, der vom Publikum Bejubelte und von der Kritik Gefeierte, plötzlich nicht mehr erwünscht. Im Februar 1933 übernahm Gustav Gründgens seine Rolle als Mephisto am Deutschen Schauspielhaus. Im Mai 1933 floh Granach aus Deutschland. Er musste erleben, dass seine Kollegen »Kraus und George zu den Mördern übergingen«, wie er an Thomas Mann schrieb.

Schon als er von zu Hause abgehauen war, hatte er erfahren, dass »die Fremde kalt ist«. Trotzdem biss er sich auch in der Emigration durch, lernte erneut eine Fremdsprache: Englisch. Mit seiner Energie, seinem Temperament und dem bezwingenden Charme eines Mannes aus dem Volke gelang ihm in den USA trotz der großen Konkurrenz unter den Flüchtlingen wieder der Durchbruch. Heimat war ihm schon vorher die Bühne geworden, und die war an keinen Ort gebunden. »Der Ruhm, der Erfolg, war ein Mittel gesellschaftlich heimatloser Menschen, sich eine Heimat, sich eine Umgebung zu schaffen« (Hannah Arendt). In »Ninotschka« mit Greta Garbo in der Hauptrolle und in der Regie von Ernst Lubitsch wurde er über Nacht berühmt. Die Kritik erging sich in Superlativen.

Dort, in der Neuen Welt, begann er die Rückerinnerung an seinen Ursprung aufzuschreiben, quasi notgedrungen, denn er hatte viel Zeit, weil er nach Kriegsrecht in Hollywood jeden Abend um acht Uhr zu Hause sein musste. Im Juli 1942 schrieb er seiner Freundin Lotte Lieven zum ersten Mal über das Buchprojekt, im August wieder: »... das Schreiben macht mich sehr glücklich – regt mich genauso auf wie schönes Theater spielen.« Bald kündigen die Filmkritiker in ihren Besprechungen das Erscheinen des Buches an. Granach selbst liest immer wieder privat und öffentlich aus dem unveröffentlichten Manuskript vor. Thomas Mann und Lion Feuchtwanger schätzen es sehr hoch ein. Dann ist es so weit. Er teilt seiner Freundin Lotte Lieven mit, dass das Buch in New York bei Doubleday erscheinen soll und in Stockholm beim Neuen Verlag. Alexander Granach erlebt die Herausgabe seiner Memoiren nicht mehr. Er stirbt am 13. März 1945 in New York nach einer überstandenen Blinddarmoperation an einer Embolie. Aber er hinterließ ein wunderbares Dokument seines Lebens. Vor uns ersteht eine vernichtete Welt wieder auf, mit den Menschen aus Alexander Granachs Kindheit und Jugend, mit ihren Begriffen von Treue und Würde. Wortstark und mit größtem psychologischen Einfühlungsvermögen, voller Einfälle und mit viel Witz ist es Granach gelungen, für uns dieses andere Leben zu bewahren.

Ich habe das Buch vor vielen Jahren gelesen, ich bin seinem Zauber erlegen. Seitdem begleitet es mich. Jeder Leser kann sich nun auf die vollständige Ausgabe freuen, denn jede Zeile mehr verlängert den Genuss dieses Schatzes an Geschichte aus Geschichten. Lion Feuchtwanger: »Granachs Buch ist von der ersten bis zur letzten Zeile erfüllt von jener ungeheuren Lebendigkeit, welche von dem Menschen und Schauspieler Granach ausging. Es ist heiter, traurig, ergreifend, das Zwerchfell erschütternd, belehrend, bereichernd, beglückend. Es ist im besten Sinne das Buch eines großen Schauspielers, eines Mannes, der Menschliches in sich aufnehmen und wiedergeben kann.«

Rachel Salamander, 4. September 2003



Alexander Granach, 1920

# 1

## ICH TRAGE DEN NAMEN EINES FREUNDLICHEN MANNES

Die Erde in Ostgalizien ist schwarz und saftig und sieht immer etwas schläfrig aus, wie eine riesige, fette Kuh, die dasteht und sich gutmütig melken lässt. So schenkt die ostgalizische Erde dankbar und vertausendfacht alles zurück, was man in sie hineintut, ohne dass man ihr mit Dünger und Chemikalien besonders schmeicheln muss. Ostgalizische Erde ist verschwenderisch und reich. Sie hat fettes Öl, gelben Tabak, bleischweres Getreide, alte verträumte Wälder und Flüsse und Seen und vor allem schöne, gesunde Menschen: Ukrainer, Polen, Juden. Alle drei sehen sich ähnlich, trotz verschiedener Sitten und Gebräuche. Der ostgalizische Mensch ist schwerfällig, gutmütig, ein bisschen faul und fruchtbar wie seine Erde. Wo man hinguckt, Kinder. Kinder in den Höfen, Kinder bei den Tieren, Kinder in den Feldern, Kinder in den Scheunen, Kinder in den Stallungen, Kinder, als ob sie jeden Frühling an den Bäumen wüchsen wie die Kirschen. Wenn der Frühling ins galizische Dorf einzieht, kommen die Kälber, die Ferkel, die Fohlen, die Küken und das kleine quietschende Zeug, die kleinen Menschlein: Kinder.

Mein Heimatdorf heißt Wierzbowce auf polnisch, Werbowitz auf jiddisch und Werbiwizi auf ukrainisch. Es liegt neben Seroka. Seroka liegt neben Czerniatyn. Czerniatyn liegt neben Horodenka. Horodenka liegt neben Gwozdziez. Gwozdziez neben Kolomea. Kolomea neben Stanislau. Stanislau neben Lemberg. Lemberg ist berühmt geworden in der Welt durch den Hollywoodfilm »Hotel Stadt Lemberg«.

Meine Eltern wohnten im Dorfe Werbiwizi und hatten be-

reits acht Kinder. Das Leben war schwer, besonders für meine Mutter. Sie war dem Vater alles: Weib, Geliebte, gebar jedes Jahr ein Kind, war Hausfrau, kochte und buk allein, wusch die Wäsche, bediente im Kramladen, wenn ein Kunde kam, grub den Garten um – nicht für Blumen, sondern für Kartoffeln und Kraut und Zwiebeln und Kürbis –; und jeden Augenblick kam ein Balg gelaufen, zerrte am Rock und mahnte: Essen! Es ist wahr, die älteren Kinder halfen mit, die Kleinen zu besorgen, zu besänftigen, herumzutragen, zu füttern, zu waschen, anzuziehen, auszuziehen, schlafen zu legen und manchmal auch zu verprügeln.

Aber auf ihr, der kleinen Mama, lastete doch alles: Sie tummelte sich herum, den ganzen Tag, sie stand mit den Hühnern auf und fiel als Letzte ins Bett, eine Müde. Der ganze Haushalt von zehn Personen ging durch ihre Hände und die Hauptsorge war immer: Es gab nie genug Futter im Haus. Wir buken Brot vom billigsten, schwärzesten Schrotmehl, aber es schmeckte uns ohne Butter. Ja, Zwiebeln und Knoblauch wurden versteckt, denn mit Zwiebeln und Knoblauch wurde noch mehr Brot verschlungen. Auch das frisch gebackene Brot wurde versteckt, nicht aus Angst, unsere kleinen Mägen zu verderben, sondern weil frisches Brot schneller herunterrutschte, und wir bekamen es erst einige Tage später zu sehen. Wir kochten Riesentöpfe Kartoffeln und sie verschwanden wie Manna, wir buken *Malaj* aus Kukuruz. Kochten Polenta mit Bohnensuppe – die Polenta wurde mit einem Zwirn geschnitten –, wir kochten Kraut und Mohrrüben, Reis mit Erbsen und manchmal auch Riesen nudeln aus Teig und Piroggen mit Kartoffeln gefüllt, und wir fraßen alles ratzekahl wie die Heuschrecken.

Dabei war unsere Kindheit von einem Reichtum an Abenteuern und Spielen, dass wir nicht mit dem buntesten, prächtigsten Kinderzimmer getauscht hätten. Wir gruben im Garten, bauten Häuser aus Stroh und Lehm, zimmerten Wagen aus alten Stühlen, machten Schlitten aus Gerümpel, und auch die jungen Tiere der Nachbarn, Kälber und Fohlen, mussten herhalten für unsere Spiele, ja sogar Enten und Hühner wurden

eingespannt vor unsere Wagen; Laternen wurden aus Kürbissen geschnitten, die Hunde taten bei allem mit, nur die Katzen und Gänse nicht – die Katzen verschwanden und die Gänse bissen, die dummen Gänse!

Ob es den Tieren so viel Spaß machte wie uns, weiß ich nicht, wir jedenfalls waren glücklich. Die erwachsenen Geschwister taten erhaben, aber wenn niemand dabei war, machten auch sie mit. Und besonders liebte es Vater, sich richtig an den Spielen zu beteiligen. Aber die Mutter, die Arme, war meistens müde und schlechter Laune. Wenn man ihr zu nahe kam und sie belästigte, schlug sie um sich, verteilte Ohrfeigen, Rippenstöße, zwickte und gab auch Fußtritte, wenn man ihr zu sehr zusetzte. Die arme kleine Mama. Sie hatte es wirklich nicht leicht. Denn die erwachsenen Kinder haben Vater viel mehr geliebt. Ich weiß nicht, wie es kam. Vater arbeitete auch den ganzen Tag schwer, aber für die Kinder hatte er immer Zeit. Besonders Schabbatmorgen, da kamen die meisten in sein Bett gekrochen und durften auf ihm herumreiten und lustige Zöpfe aus seinem Barte flechten. Und mit den Kleinen pflegte er wie mit Erwachsenen zu sprechen und hatte auf alles eine gescheite Antwort, immer andere Worte; ja, Vater behandelte uns wie Freunde, nahm uns wichtig.

So bildete sich nach und nach eine einheitlich gute Meinung über den Vater, und, da er gelehrt war – Bibelzitate auswendig wusste, Talmud konnte, lesen und schreiben, sogar polnisch –, so verehrten ihn auch die Nachbarn und die Bauern des Dorfes. Aber bei uns Kindern hatte sich eine richtige blinde Liebe und Verehrung für ihn entwickelt und beinahe das Gegenteil für die Mama. Die arme kleine Mama, sie war sehr unglücklich! Sie war die Mutter und das Weib, die Geliebte und die Magd, die Gebärerin und die Amme, die arme, arme Kleine! Und war doch selber ein Kind, ein unwissendes, ahnungsloses Kind, ohne jegliche Freiheiten und Freuden, sie kannte nur Arbeit und Pflichten, Pflichten und Arbeit.

Eines Tages brach sie zusammen unter diesem Trott, sie war müde, überwältigt und konnte nicht mehr weiter. Sie legte sich

am helllichten Tag ins Bett und weinte und schrie und wollte entweder sterben oder sich scheiden lassen.

In solchen Fällen kam immer ein armer Verwandter aus der Stadt, der alte Jessaja Berkowitz. Er war noch ärmer als wir und kam oft ins Dorf und wohnte abwechselnd eine Woche oder zwei bei jeder der vier jüdischen Familien. Er schlichtete Missverständnisse und Streitereien, sprach mit dem Lehrer, prüfte die Kinder, zankte die Männer aus, redete den Weibern zu, und alle hörten auf ihn, alle mochten ihn, besonders die ukrainischen Bauern.

Wo immer er wohnte, war das Haus am Abend voll. Er wurde von den alten Bauern mit Fragen überschüttet und er hatte auf alles eine Antwort, mit einem Gleichnis, einer heiteren Erläuterung. Er war in den Siebzigern; klein und bäurisch. Das von Wetter und Wind wie Leder gegerbte Gesicht war beinahe glatt, nur unter dem Kinn, auf der Oberlippe und zwischen den Backenknochen und Ohren waren kleine weiße drahtähnliche Haarbüschele. Er war halb ukrainisch gekleidet, mit einer Pelzmütze, Sommer und Winter, gegen Hitze und Kälte. Er hatte große, gutmütige, weise Augen und die Bauern nannten ihn »Szajko Rozum«, das heißt »Jessaja, der Kluge«. Er pflegte manches Mal sogar auf ukrainisch zu beten und hebräische Psalmen auf ukrainisch zu singen, denn er behauptete, der Liebe Gott verstehe alle Sprachen, wenn man es nur ehrlich meine. Und er, Szajko Rozum, meinte es ehrlich mit allen Leuten. Er sagte den Angesehensten und Reichsten offen heraus seine Meinung, aber immer gutmütig, mit einem Scherzwort und einem Beispiel. Und noch etwas: Er hatte nie Geld und rührte auch keines an. Dabei liebte er zu essen und zu trinken, und am Freitagabend oder Schabbat, wenn er einige Gläschen zu sich nahm, sang er jiddische und ukrainische Melodien und wusste zu erzählen, Kombinationen von jiddischen und slawischen Volkssagen und Legenden, mit Gleichnissen und Beispielen und weisen Aussprüchen.

Ja, das war der alte Szajko Rozum, der jetzt zu uns kam.

Er setzte sich zur Mutter ans Bett, wie ein Doktor, und

schickte alle hinaus und hörte ihr zu und sprach sehr lange mit ihr. Vater stand draußen, verlegen, und ging von einer Arbeit zur andern. Er pflegte ja immer zu helfen. Er melkte die Kuh, er reinigte Getreide, schnitt Häcksel, bereitete das Essen für das Vieh, ja, an dem Tage hat er auch gekocht. Wir Kinder waren immer froh, wenn Vater kochte; und das tat er stets vor den großen Feiertagen und wenn die kleine Mama gebar; und sie gebar, die Gute, jedes Jahr.

Szajko Rozum kam heraus, nahm den Vater ins Gebet und ging mit ihm aufs Feld spazieren. Die Kleinen lärmten und trieben sich herum in den Nachbargärten, mit den Nachbarskindern, die älteren Geschwister gingen ihrer Arbeit nach. Die beiden Männer kamen ernst und schweigsam zurück. Man ging früh schlafen an diesem Tage, und am nächsten Morgen wurde angespannt, und Vater und Mutter und der alte Szajko Rozum fuhren zusammen in die Stadt. Die älteren Geschwister versahen das Haus, die kleineren verschwanden mit einem Haufen Nachbarskindern, irgendwelche Obstgärten plündern, und niemand ahnte, was vorging.

Der kluge Schimmel, der zur Familie gehörte wie ein großer Bruder, bekam heute Hafer und er zog an, kräftig und flink, als ob er sagen wollte: »Jawohl, wenn du mir Hafer gibst, werde ich dir zeigen, was ich kann.«

Sie saßen alle drei auf einem aus Stroh und Decken bereiteten, aber etwas engen Sitz. Vater trieb den Schimmel an und alle schwiegen.

Der alte Szajko fing an, eine Geschichte zu erzählen, von seinem Onkel, der einmal zum Rabbi ging, sich scheiden zu lassen, und Folgendes geschah: Als der Onkel mit seiner Frau zum Rabbi kam, stand sein Nachbar vor des Rabbis Haus, nahm den Onkel zur Seite und sagte: »Na, Chaim, du musst aber froh sein, dieses böse Weib jetzt loszuwerden!« Onkel Chaim aber guckte sich den Nachbarn an und sagte: »Wer hat Ihnen das Recht gegeben, so zu mir über meine Frau zu sprechen?« Und als der Onkel dann geschieden vom Rabbi heraustrat, trat der Nachbar wieder auf ihn zu und sprach: »Na, jetzt

gratuliere ich dir, dass du diese Hexe losgeworden bist. Du musst aber jetzt sehr glücklich sein!« Da wandte sich der Onkel zum Manne und sagte: »Sie sollten sich schämen, Herr Nachbar, dass Sie in solch einer Weise über eine fremde Frau zu mir sprechen«, und ließ ihn stehen.

Sie fuhren dann eine Weile schweigend, da sah man von weitem eine braunlackierte Kalesche mit vier Pferden angaloppieren; Szajko ließ den Vater halten. Auf dem Bock saßen ein Kutscher und ein Diener, und in der Kalesche der Gutsbesitzer und seine Frau, und beide waren in eine grüne Sammetdecke eingewickelt. Der alte Szajko sagte: »Schau dir diese zwei Menschen genau an.« Die Kalesche kam jetzt näher und näher, das Gutsbesitzerpaar war sehr guter Laune, sie lachten und scherzten laut und vernehmlich, und auf den Gruß der beiden Juden, die ihre Häupter entblößten, antwortete der Gutsbesitzer nur mit einer kurzen Fingerbewegung an seine Mütze. Als sie vorbei waren, fing Szajko Rozum, zum Vater gewandt, wieder an: »Hast du gehört, wie sie fröhlich waren? Hast du gesehen, wie er sie anguckte, wie er ihr schmeichelte und wie sie lachte? Und was hältst du davon, Aaron? Ist sie ihm mehr im Haus, bei Tisch oder im Bett als dir die Deine? Sie gebar ihm zwei Kinder und hat Köchinnen und Diener und Kutscher und Ammen und Gouvernanten. Deine gebar dir schon, Gott sei Dank, acht Kinder und ist dir Weib und Köchin und Amme und Gouvernante und Magd und Waschfrau und Wirtin und alles, alles, alles. Er aber lacht sie an, schmeichelt ihr, macht sie heiter, und du, Aaron, fährst in die Stadt zum Rabbi, dich scheiden zu lassen!«

Vater aber murmelte verlegen: »Nun verdrehen Sie doch die Sache nicht, Szajko Rozum. Ich fahre nicht, mich scheiden zu lassen. Das tut ja meine Frau, die sich scheiden lassen will, und meine Schuld ist es auch nicht, dass er Gutsbesitzer ist und ich ein armer Hund.« Dem Weib aber, meiner Mutter, rannen Tränen übers Gesicht; um das Herz aber war ihr schon ganz leicht und gut, und sie sprach: »Nun, ich besteh ja auch nicht drauf, mich scheiden zu lassen, und ich habe niemandem nie-

mals nicht vorgeworfen, dass man arm oder reich ist.« – »Ja«, sagte der alte Szajko Rozum, »wir müssen sowieso erst heim, um die Kinder zu befragen, welche zum Vater, welche zur Mutter wollen«. Das Weib aber lächelte schon mit ihren noch nicht getrockneten Tränen und sagte leise: »Heimfahren, ja, aber niemanden fragen, und niemand braucht nichts zu wissen.«

Und Vater wendete den Wagen, und Szajko Rozum sagte: »Komm, komm Aaron, schnell heim, zu Hause ist es immer am schönsten.« – »Nein«, sagte der Mann, »siehst du das Haus dort links? Das ist das große Landgasthaus, dort halten wir erst.« Und sie fuhren vor dem Landgasthaus vor, und Szajko Rozum kroch als Erster vom Wagen, und Vater hob die kleine Mama, die jetzt glühende Wangen hatte, herab von ihrem Heusitz, und sie sahen sich heute zum ersten Male in die Augen, und sie standen ganz ruhig nebeneinander, und er sagte: »Du gehörst zu mir, bist nicht meine Magd, bist nicht meine Waschfrau, bist nicht meine Köchin und niemandes Gouvernante. Aber du bist meine Mutter, die Mutter meiner Kinder, und meine Schwester, und mein Kind, und mein Freund in allen Nöten und Freuden, in alle Ewigkeit, Amen.«

Und sie kamen verlegen und lächelnd in die Schänke und setzten sich zum alten Szajko an den Tisch und tranken Wodka und aßen hartgekochte Eier mit weißen Semmeln wie reiche Leute; der Szajko trank und lachte ihnen zu. Dann kauften sie noch mehr Semmeln und Salzbrezeln zum Mitnehmen für die Kinder.

Und genau neun Monate später kam ich zur Welt. Und in diesen neun Monaten besuchte uns der alte Szajko noch einige Male, dann starb er, der Gute.

Ich bekam dann seinen Namen und mein Vater pflegte oft zu mir zu sagen: »Mein Sohn, du trägst den Namen eines freundlichen Menschen.«

## WIE ICH IN DIESER REGNERISCHEN NACHT AUF DIE WELT KAM

In unserem Dorfe Werbiwizi lebten ungefähr hundertund-fünfzig ukrainische Familien und unter ihnen vier jüdische. Alle lebten vom Ackerbau. Die Juden hatten nebenbei noch kleine Kramläden, und einer von ihnen hatte die Dorfschänke vom Gutsbesitzer gepachtet. Das Dorf hatte zwei Hügel; auf einem stand die kleine HolzKirche mit ihrem Zwiebeldach, auf dem andern lag das Gut. Die kleinen *Chatas* im Dorf hatten Strohdächer, die braun und schwarz geräuchert waren von den Kaminen, durch die es hereinregnete, und am Qualm konnte man immer riechen, ob bei den Nachbarn Fleisch gekocht wurde. Die Stallungen des Gutes, die Scheunen, die Gesindequar-tiere hatten auch Strohdächer. Nur ein Haus war weiß, hatte ein Blumenbeet, und das Dach war mit Holzschindeln getäfelt. Es war etwas Fremdes für uns, das Gut gehörte dem polnischen Gutsbesitzer. Zwischen dem Gutsbesitzer und dem Dorfe war eine Wand. Es war eine fremde Welt. Er, seine Frau, seine Kin-der und sogar seine Angestellten mischten sich nicht mit dem Dorf. Auch die Sprache war eine andere. Polnisch. Er pflegte sich und seine Kinder anders zu kleiden, sie sprachen anders und aßen anders. Ich erinnere mich noch, wie der kleine Nikola, mein gleichaltriger Milchbruder, der Sohn des Nach-barn Jus Fedorkiw, eines Tages gelaufen kam und zu seiner Mutter sagte: »Mama, ach Mama, weiße Semmel mit Butter schmeckt aber gut!« – »Woher weißt du denn das, mein Junge?«, fragte die Mutter. »Ich habe gerade gesehen, wie der Junge des Gutsbesitzers sie gegessen hat.«

Wir Dorfkinder, Juden- und Ukrainerbuben, hatten selten Gelegenheit, den kleinen Gutsbesitzerskindern zu begegnen, und wenn wir sie in ihrer Kalesche vorbeifahren sahen, waren sie herausgeputzt, mit gelocktem, frisiertem Haar, trugen Galoschen, wenn es regnete, und Handschuhe sogar im Sommer. Sie guckten böse, hochmütig und dumm auf uns herab. Genauso, wie ihr Vater auf das Dorf herabsah.

Vom Gut führte eine dichte Pappelallee zur Landstraße, das Dorf lag einige Meilen abseits. Die Dorfschänke führte Eli-kune. Dann waren da noch der alte David Berkowitz, mein Onkel Leiser und wir, die Aaron Gronachs. Alle jüdischen Familien hatten Häuschen, Gärten, einige Acker Land, Haustiere und kleine Kramläden. Wir handelten aber auch mit Eiern, mit Getreide und Vieh.

In unseren Kramläden brachten wir alles aus der Stadt, was das Dorf brauchte: Hufeisen, Nägel, Petroleum, Semmeln, Schmieröl, Werkzeuge, Pfeffer, Salz, Kerzen, bunte Tücher, Honig, Saure Gurken und viele andere Sachen. Zu dem Haus, in dem wir wohnten, gehörten ein Stall, eine Scheune, ein Misthaufen, ein Garten und zwei Stuben. In beiden Stuben waren viele Schlafgelegenheiten. Im Sommer schliefen die meisten von uns Kindern in der Scheune und auch im Stall. Im Winter waren beide Stuben vollgepackt und manches Mal, wenn der Frost anfing, seine Blumenzeichnungen an die Fenster zu malen, musste auch ein junges Kalb oder ein Fohlen mit uns übernachten, was uns Kleinen viel Spaß machte. In einer Stube war der Ofen mit einem Vorbau zum Kochen, in einer Ecke war der Laden aufgebaut, dann ging es über die Schwelle eines offenen Türrahmens in eine andere, die gute Stube. Da waren zwei Betten, ein Tisch mit Bänken, und an den Wänden hingen Bilder. Eins vom jüdischen Baron Hirsch, mit rasiertem Gesicht und gezwirbeltem Schnurrbart, weißgestreifter Hemdbrust, Stehkragen und schwarzer Krawatte. Ein zweites Bild stellte dar: Aaron Hakohen, mit zwölf brillanten Täfelchen auf der Brust, in die die Namen der zwölf Söhne Jakobs, von denen wir abstammten, eingraviert waren. Er stand vor einem sieben-

kerzigen Leuchter, hatte einen langen schneeweissen Bart und war bunt gekleidet wie ein Mädchen. Ein Bild zeigte Moses mit einem großen Stab, wie er uns führte von Irgendwoher nach Irgendwohin.

In einem der Betten lag jetzt eine kleine, kräftige Frau und wälzte sich in Schmerzen: Sie erwartete ihr neuntes Kind. Ihr Mann, ein hochgewachsener, breitschultriger Mensch mit gutmütigen braunen Augen und einem schwarzbraunen langen Bart, stand im Vorraum hinterm Laden. Die Stube war vollgepackt mit Bauern. Sie tranken heißen Tee mit *Prekuska*, das heißt: Sie bissen krachend an Stücken Zucker und schlürften laut und nachdenklich den heißen Tee, rauchten ihre Pfeifen und spuckten in Abständen auf den Boden und sprachen langsam, neugierig über Politik und Ernte, über Preise und die Bibel. Andere kamen und gingen, kauften eine Kerze oder einen Hering, Petroleum oder eine Kranzsemme, Streichhölzer oder Honig, Salz oder ein Hufeisen, eine Peitsche oder ein Abführmittel und zahlten teils mit frischgelegten Hühnereiern, teils mit Getreide, mit Leinöl oder Mehl, oder sie ließen aufschreiben bis zu den nächstgelegten Hühnereiern, bis zum nächsten neugeborenen Kalb oder bis zur nächsten Ernte. Sie feilschten ein bisschen, denn sie gingen zu allen drei Krämern, und wer das meiste für ihre Naturalien bot, mit dem machten sie das Geschäft.

Aus dem anderen Raum kam jetzt ein lauterer Stöhnen, die älteren Bauern guckten sich an, stumm, einer zwinkerte mit dem Auge, einige lächelten schlau; sie verstanden, dass die Aarons im Begriffe waren, sich zu vermehren. Und einer nach dem anderen stand auf und ging zu Aaron mit einem »Gute Nacht«, in dem schon so was klang wie ein »Gratuliere« oder ein kleines »Beileid«. Denn ein neues Mitglied in einer Familie bedeutete immer: eine neue Hilfe oder ein neuer Fresser. Nur drei junge *Parobkins*, das sind die eben mannhaft gewordenen Burschen des Dorfes, saßen da, unbeweglich, stellten gleichgültige Fragen an den Juden, scherzten, genossen des Mannes Verlegenheit, genossen des Weibes Stöhnen, und machten keine Anstalten zu gehen.

Die Alte kam, die Hebamme und Hexe, Arzt und Wahrsagerin zugleich war. Sie machte alles im Dorf: Sie brachte Kinder zur Welt, sagte den jungen Mädels ihre Männer voraus, gab den unfruchtbaren Weibern Mittel, Kinder zu kriegen, bereitete Salben für allerlei Gebrechen der alten Bauern. Was sie tat, war nicht immer erfolgreich, aber sie konnte auch hexen und fluchen, und sie roch immer nach Wodka, sodass sie eine gefürchtete Autorität im Dorfe war. Als sie das Haus betrat, schnalzte sie mit den Fingern, und das bedeutete: ein Teeglas Wodka; denn sie öffnete nie ihren Mund, bevor sie nicht ihr Teeglas Wodka bekam. Sie trank, und dann erst sagte sie »Guten Abend!«.

Sie schaute sich um und forderte die Burschen auf, das Haus zu verlassen. Die Burschen aber nahmen Tabak aus ihren breiten, ledernen Gürteln, drehten sich Zigaretten, ohne auf die Alte zu reagieren. Sie machte Feuer, stellte Wasser auf, spuckte dreimal auf beide Türschwellen, stellte sich in Positur und forderte die Burschen noch einmal auf, zu gehen. Die Burschen lachten, nahmen ihre Hirtenpfeifen heraus und pfiffen ganz gleichgültig ein Volkslied. Die Alte leerte ihr Teeglas Wodka und fing an, Zeichen in der Luft zu machen, zu drohen und zu fluchen, schlug dreimal das Kreuz in den Raum und schrie: »Schnell, schnell, gute Kinder, gute *Chlopzis*, arme elende Jungens, schnell, schnell, macht euch fort, sonst werdet ihr ein Leben lang so sitzen bleiben, lahm und starr wie ein Kuhfladen im Winter!«

Aus der anderen Stube kam ein Stöhnen, denn ein neuer Mensch war dabei, in diese Welt einzutreten. Die Burschen lachten und behaupteten, die Flüche der Hexe hätten sich schon erfüllt, denn sie wären bereits starr und lahm und erfroren und könnten sich nicht mehr von der Stelle rühren.

Die eigenen vier großen Söhne kamen nun heim vom Jahrmarkt; es entstand eine halb lustige, halb ernste Rauferei, die Burschen wurden hinausgeworfen, die Alte goss ihnen noch das kochende Wasser nach und die Haustür wurde verriegelt. Das Weib stöhnte, die Hexe trank ihr zweites Teeglas Wodka,

plötzlich hörten die Leute in der Stube die drei Burschen draußen ein Spottlied auf ihren Hirtenpfeifen spielen. Nun ging ein Beben durch den Leib des Weibes: Ein kleines Etwas erschien und quietschte.

Die Bauernburschen draußen begrüßten ihren neu angekommenen Menschenbruder, indem sie die Fensterscheiben einwarfen und verschwanden.

Die Männer verstopften die Fenster mit Kissen und Fetzen. Das neugeborene Geschöpf bekam einen Schock, begann sich zu krümmen, kleine, zarte Gliederchen reckten sich im Krampf.

Die Alte trank bereits ihr drittes Teeglas Wodka, die Männer saßen in der anderen Stube und rauchten stumm, die Söhne schauten den Vater mit einer Art Vorwurf an und er war verlegen.

Derweil die Alte das kleine Ding badete und Krämpfe das kleine Körperchen hin- und herschleuderten, weinte die Mutter verzweifelt. Die Alte tröstete sie und meinte: Es sei gar nicht so schlimm, nur ein kleiner, drittklassiger, zahnloser Kobold sei in das Kind gefahren, denn er selbst, der große Teufel, könne es nicht sein, da er um diese Jahreszeit am Ende der Welt sei, in einem dunklen Nichts, in solch einer Klemme und so bedrängt von einem kleinen rosa Engel, dass er dort für die nächsten drei bis vier Monate Blut und Wasser schwitze und hier gar keinen Einfluss haben könne. Und sie kann – sie trank gerade ihr vierter Teeglas Wodka – sie kann diesen kleinen, zahnlosen Kobold in den nächsten drei bis vier Monaten aus dem Kinde leicht verjagen, natürlich nur, wenn das Weib ihr verspreche, stillzuschweigen, es niemandem zu erzählen und zu tun, was sie, die Hexe, verordne.

Das Weib versprach zu gehorchen, und das kleine Etwas, das in dieser regnerischen Aprilnacht auf die Welt kam, war ich.

### 3

## WIE EIN KLEINER, ZAHNLOSER KOBOLD AUS MIR AUSGETRIEBEN WIRD

Ich kam also in dieser regnerischen Aprilnacht auf die Welt. Und brachte noch mehr Unruhe in ein bereits unruhiges Da-sein. Und brachte noch mehr Unordnung in ein schon un-ordentliches Leben.

Nach einer Woche stand die Mama aus dem Wöchnerinnenbett auf. Der jüngste Bruder, Schabse, der gerade ein Jahr alt war, war plötzlich erwachsen und nicht mehr das Kind. Das Kind war jetzt ich, und was für eins: Ein kleines Etwas, das mit Händchen und Füßchen um sich schlug und Tag und Nacht schrie.

Die alte Hexen-Hebamme und Wahrsagerin kam immer hereingeschneit, wenn Vater und die großen Brüder gerade nicht da waren, und traf Anordnungen, um den kleinen, zahnlosen Teufel aus mir auszutreiben. Sie erteilte ihre Anordnungen der kleinen ängstlichen und besorgten Mama, die das Versprechen hielt, niemandem etwas von dieser Kur zu verraten. Niemand erfuhr, was ihr verordnet wurde, und niemand erfuhr, was sie dafür zahlte, nicht einmal sie selber. Denn sie zahlte mit allem, was im Kramladen war: Salz, Petroleum, Honig, Heringen, Kolatschen, Spaten, Nägeln, ja einmal sogar mit einer Holzsäge und einer Axt, die die alte Hexe an den reichen Nachbarn Jus Fedorkiw ganz billig wieder verkauftete, um alles zu Schnaps zu machen. Sie war sehr vorsichtig, um nicht dem Vater oder dem ältesten Bruder zu begegnen. Besonders fürchtete sie den ältesten Bruder, der einmal dazukam, wie die Mutter ihr ein Teeglas Schnaps einschenkte. Er nahm den Schnaps,

schüttete ihn aus und verbot ein für allemal, ihr wieder Schnaps zu geben, worauf sie ihm drohte, das Kalb zu verhexen. Der Bruder aber erklärte sofort vor Zeugen, dass er sie jetzt für die Gesundheit seines Kalbes verantwortlich mache, und sie – falls dem Kalb etwas passiere, ja, falls es nur die Anzeichen eines Dünnschisses zeige – sofort vom Gendarmen abholen lassen werde. Sie fürchtete meinen ältesten Bruder sehr und war jetzt um die Gesundheit seines Kalbes besorgter als er selber.

Meine Kur hatte damit begonnen, dass die alte Hebammen-Hexe in unserem Garten herumgrub und niemand wusste, warum und wozu. Aber eines Nachts, die Männer waren noch nicht zurück vom Jahrmarkt, wurde das kleine Wesen mit Wanne und Windeln und Wasser in eine Grube im Garten versenkt und zugedeckt. Die Mutter stand da mit einer Kerze und leuchtete, die anderen Kinder weinten in der Stube vor Angst, die Alte murmelte und spuckte und machte ihren Hokuspokus und sprach: »Siehst du, siehst du, Aronka, wie das Gras wächst, er wird leben, leben und den Bösen überwinden«, und sie öffnete die Grube wieder, nahm Wanne und Kind ins Haus zurück, und am nächsten Morgen soll hohes Gras an dieser Stelle gestanden haben; aber das Kind war immer noch von Krämpfen geplagt und an dem Tage erbrach es sich noch dazu. Dann ordnete die Alte an, das Kind, wenn es nachts unruhig würde und wieder vom Teufel besessen wäre, neben das Bett auf die Erde hinzulegen und ruhig abzuwarten, bis das Böse entfliehe.

So legte mich die Mama eines Nachts auf den Erdboden, aber ich, wohl zusammen mit dem zahnlosen Kobold, brüllte so laut, dass das Haus erwachte. Vater machte Licht, dachte, das Kind wäre aus dem Bett gefallen, legte es der Mutter ins Bett zurück, die Mama gab ihm die Brust, das Kind trank gierig und hungrig Milch und Wärme und beruhigte sich. Dann kam die dritte Kur. Es war ein Dienstag; alle Erwachsenen waren in der Stadt zum Jahrmarkt. Die Alte kam mit fertiggemachtem Teig, heizte den Ofen, und es wurde eine Riesen-

Kranzsemmel gebacken. Während die Kranzsemmel die erste Bräune zeigte, wurde das Kind auf der Brotschaufel festgemacht und in den Ofen hineingeschoben und wieder heraus, in Abständen, drei mal drei, zusammen neun Mal. Als die Semmel fertig gebacken war, nahm die Mutter das Kind und die Alte die Semmel, und sie schoben neunmal das Kind durch das Semmelloch, wozu die Alte immer wieder murmelte: »Kleiner Szajko durch die Semmel, kleiner Kobold in die Semmel, wer Semmel frisst, nicht vergisst, dass er den Kobold mitgefressst. Kleiner Szajko durch die Semmel, kleiner Kobold in die Semmel, wer Semmel frisst, nicht vergisst, dass er den Kobold mitgefressst.« Dann wurde das Kind gebadet und die Alte verschwand mit der Semmel in einem Sack.

Als die Leute nachts vom Jahrmarkt heimkamen, hatte des reichen Jus Fedorkiws schwarzer Wolfshund, der immer um eine Meile seinem Herrn voraus war, am Kreuzweg vor dem Dorfe, auf einem Steinkreuz, eine große, runde Kranzsemmel entdeckt; er sprang hoch, und hungrig, wie er immer war, biss er kräftig hinein, aber in der Semmel war auch von neunmal neun Streichholzpaketen der Phosphor und der Schwefel verbacken. Der große schwarze Wolfshund heulte plötzlich wie seine Urahnen, die Wölfe, wenn sie dem Tode nahe waren; die Hunde im Dorfe heulten und bellten mit, der Hund wälzte sich und versuchte zu laufen und fiel und jammerte schauerlich und kam heim und krepigte in wenigen Stunden eines scheußlichen Todes. Das Dorf war wie von Panik ergriffen. Am nächsten Tag wurde die Alte vom Gendarmen abgeholt.

So wurde meine Kur gewaltsam unterbrochen; ich bekam normal die Brust der Mutter und der Nachbarin, denn ich hatte immer einen schrecklichen Hunger. Nach einem Jahr bekam die Mutter wieder ein Kind und nun war *ich* plötzlich erwachsen und nicht mehr das Kind und kroch schon mit den anderen Kindern und Haustieren im Hof und Garten herum und wuchs heran, gesund und kräftig, war bald der wildeste Junge im Dorfe, der beste Schlitterer und Eisglitscher, Radschläger und Baumkletterer. Immer war alles an mir zerrissen und immer

verlor ich die Höschen mitsamt der Strippe, die sie festhalten sollte.

Und wenn meine Mutter ganz böse wurde, pflegte sie zu sagen: »Ich bin noch immer nicht sicher, ob der kleine, zahnlose Teufel dich je verlassen hat.«

## MEINE GROSSEN BRÜDER ODER EINER FEHLT

Mein ältester Bruder hieß Schachne Eber. Er war groß und kräftig, schweigsam und ehrgeizig und sehr fleißig. Niemand sah ihn je herumstehen oder herumsitzen oder herumschwatzen. Sogar am Schabbat oder an Feiertagen wusste er sich zu beschäftigen. Er ging ins Feld nach dem Getreide sehen, das Vieh untersuchen, im Laden in den Kisten und Kästen die Waren nachzählen und ordnen. Er war eigentlich der Herr des Hauses. Vater behandelte ihn auch so, als ob er, der Vater, sein jüngerer Bruder wäre, denn er wusste über alles besser Bescheid als Vater. Er verabscheute Armut. Er sagte immer, die armen Leute machten es falsch, erst Kinder zu haben und dann fürs Essen zu sorgen; es müsste umgekehrt sein. Die Reichen haben erst Geld und dann Kinder. Er war immer aufs Geldverdienen aus und sparte. Dabei war er gutmütig und hasste herumzukommandieren, anzuordnen, Befehle zu erteilen. Er sagte immer: »Es nimmt weniger Zeit, selber anzupacken, die Arbeit selber zu verrichten, als sie anzuordnen.« Als mein Bruder Schachne einmal an einem Jahrmarktstage eine Fuhre Getreide nach Kolomea brachte und sie beim Getreide- und Mehlhändler Jakob Brettler ablieferete, gefiel Herrn Brettler sehr die Geschicklichkeit und leichte Art, mit der er die Säcke ablud; und er gab ihm eine Stelle zwischen Kommis und Lastträger in seinem Getreide- und Mehlspeicher.

Er bekam zehn Gulden im Jahr, mit Kost und Quartier, und an den Markttagen erhielt er noch fünf Kreuzer extra für die Ab- und Verladung jeder Fuhre. Nach einem Jahr kam er nach